

Lesezirkel Hottingen  
Zürich

---

Vierter Abend

---

Hermann Bahr

---

Montag den 13. Januar 1913

im kleinen Saal der Tonhalle





## Programm

---

Herr Hermann Bahr  
aus Wien

spricht

„Über Schauspielkunst“

---

# Proben

---

## 1. Autobiographische Skizze

Ich bin am 19. Juli 1863 in Linz a. d. Donau geboren, als das erste Kind des k. k. Notars Dr. Alois Bahr und seiner Ehefrau Minna, der Tochter eines schlesischen Statthaltereirats. Linz war damals noch eine rechte Kleinstadt, Adalbert Stifter ging in den stillen Gassen als nachdenklicher Hofrat herum. Es liegt wunderschön: im Norden von Bergen umschlossen, sonst aber frei, mit gesegneten Fluren und Äckern bis zum Horizont, da dämmern die Berge blau, und an reinen Tagen glänzt der ewige Schnee der über-gossenen Alm. Mein Vater, ein tätig am Gemeinwesen teilnehmender Mann, jung in den Gemeinderat, später auch in den Landtag, in den Landesauschuß und in den Landes-schulrat gewählt, ging mit den Kindern täglich auf den freien Berg, eine kleine, sachte waldige Anhöhe, von der man, vor dem Jesuitenkloster, einen weiten Blick über das ganze Tal auf die Berge hat. Solcher Blick ins Weite, Blick über viele Stätten menschlicher Arbeit, Blick auf ferne Höhen, Blick herab und Blick hinaus ist mir seitdem immer ein Lebensbedürfnis geblieben, und als ich dann in der Mitte der uns Menschen zugetheilten Zeit angekommen war und daran ging, mir mein eigenes Haus zu bauen, stieg ich aus der Stadt Wien auf den Hügel von Sankt Veit empor, wo man auch immer herab und hinauf sieht, weit über das Land. Irgendwie muß dieses Bedürfnis mein Grundver-hältnis zum Leben enthalten.

Mit vierzehn Jahren kam ich nach Salzburg. Dort ist meine Großmutter geboren, auf der Hohenweste Salz-burg ist mein Urgroßvater Büchsenmacher gewesen. Da gingen mir die Augen über beim Anblick dieser Stadt. Festes deutsches Wesen von der bayrischen Art hat hier einen südlichen Sonnenglanz, und wenn der Wind aus den Tauern kommt, ahnt man das geliebte Land Italien, davon liegt ein Hauch auf allen Dächern und Türmen, hier hat die deutsche Sehnsucht alles beisammen. Hier fand ich meine innere Form. Ich habe später oft im Stillen lachen müssen, wenn ich, meines Stils wegen oder auch der äußeren Hal-tung meiner Stücke wegen, gern des Französelns bezichtigt wurde. Ich wußte besser, woher ich das habe: die Kirchen der barocken Stadt Salzburg und ihre alten Häuser mit den flachen Dächern, die Balustraden der Studienkirche und die Prachstiege im Schloß Mirabel sind daran schuld, die haben meinen oberösterreichischen Sinn weßlich ausgeprägt.

Mit achtzehn Jahren kam ich dann nach Wien an die hohe Schule. Ich dachte, mein Jus zu machen. Aber es begab sich, daß, in meinem dritten Semester, Richard Wagner starb, wir Burschenschaftler hielten zu seinen Ehren einen Kommers, ich war der Redner. Da schlug mein deutsches Herz zu laut, es war damals bei uns gerade wieder einmal ver-boten, deutsch zu sein, ich wurde relegiert. Sonst wäre ich jetzt ein braver Notar in Linz an der Donau.

Ich ging nach Berlin. Treitschke, Scherer, Adolf Wagner und Schmoller wurden meine Lehrer, Wolfgang Heine mein Freund. Ich sah Bebel und Volland, ich lernte Max Kretzer und den jungen Arno Holz kennen, ich las Kant, Casselle und Marx. Ich habe heute noch das Gefühl, daß diese drei Berliner Jahre, von 1884 bis 1887, alles was ich bin, aus mir hervorgeholt haben. Damals bin ich frei geworden.

Dann war ich ein Jahr in Paris, ging nach Spanien und Marokko, lehrte nach Berlin zurück, mitten in den neuen Naturalismus hinein, fuhr nach Petersburg und fand mich plötzlich 1892 in dem erwachenden Wien. Meine Wochenchrift „Die Zeit“ tat tüchtig mit, und ich hatte das Glück, Olbrich, Klimt und Mahler zu erleben. Wenige verstanden mich. Ich will nämlich, daß der Österreicher von seiner angestammten Art aus an Europa teilnehme, während sonst hier, wer sich als Österreicher fühlt, Europa fürchtet, und wer europäisch gesinnt ist, Österreich verleugnet, ich habe also alle gegen mich, mit meinem Traum vom neuen Österreich, den wohl erst unser Proletariat erfüllen wird. Darum muß ich auch, um mich innerlich behaupten zu können, immer wieder aus Österreich fort. Ich war 1899 in Rom und Neapel, 1900 wieder in Paris, 1904 und 1905 in Athen, 1907 und 1908 wieder in Berlin, als Regisseur in Reinhardts Deutschem Theater, seit fünf Jahren jeden Sommer einen Monat in Venedig, 1909 zwei Monate in Bayreuth, 1910 den Winter über in London, den Frühling in Paris, den Herbst wieder in London. In der Fremde wird mir immer wieder gewiß, daß alle Nationen heute daran sind, sich in eine einzige neue zu verwandeln, und so kann ich dann Wien wieder eine Zeit ertragen, und ich habe wieder Mut, meine Pflicht zu tun.

Über meine Werke zu sprechen, steht mir nicht zu, es hätte auch nicht viel Sinn, ich kann warten, bis ihre Zeit kommen wird. Ich hoffe, daß schon irgend einmal irgendwer sie sich in Zusammenhang ansehen wird. Der wird dann entdecken, daß ich darin stets auf meinem eigenen Weg gewesen bin. Sie sind Entwicklungen einer fast pedantisch gehaltenen Eigenart. Das darf man nur heute noch nicht sagen, weil mir der „Verwandlungskünstler“ angehängt

worden ist. Ich habe nämlich als Kritiker Autoren niemals an mir gemessen, sondern ihr Maß in ihren Werken gesucht. Mich in sie einzufühlen, schien mir ein besseres Mittel, um mich von ihnen zu befreien und gegen sie zu schützen, als Widerspruch oder Streit. Das hat man mißverstanden. Ich sagte: Dieser Autor ist so und so, dieser Autor will das und das. Man faßte das aber auf, als ob ich damit empfohlen hätte, so und so zu sein oder das und das zu wollen. Wenn man einmal meine Werke lesen wird, wird sich dieses Mißverständnis aufklären.

Ich arbeite jetzt an einer Reihe von Romanen. Bisher sind drei erschienen: „Die Rahl“, „Drut“ und „O Mensch!“. Da diese vom österreichischen Menschen handeln, hat man angenommen, die ganze Reihe sei eine Darstellung Österreichs. Das will sie nicht sein. Es hat mir widerstrebt, allen diesen zwölf Romanen einen gemeinsamen Namen zu geben. Bei mir selbst aber nenne ich sie: „Die alten und die neuen Mächte“. Mein Wunsch wäre nämlich, in ihnen darzustellen, welche geistigen Lebensmächte sich heute dem einzelnen Menschen, zu seiner Bestimmung, zu seiner Erfüllung anbieten. Jede dieser Lebensmächte, dieser Lebensformen soll dort gezeigt werden, wo sie die besten Bedingungen hat. Nach meinem ersten Plan, den ich freilich in der Arbeit wohl noch vielfach ändern werde, sollen im Ganzen vier dieser Romane in Österreich, drei im Deutschen Reich, drei ganz international und die beiden letzten im Proletariat spielen.

Rus: Literarisches Echo 1910 11, XIII. Bd., S. 492 ff., Im Spiegel.

## 2. Selbstinventur

Ich war einst mit Rainz in Weimar. Er hatte dann abends den Tasso zu spielen. Vormittags aber versammelten sich die Germanisten feierlich, der Großherzog voran, die Bürgerschaft hinterdrein, da schlichen wir seitwärts und freuten uns, die leere Stadt einmal ganz für uns zu haben, wir zwei ganz allein, im Morgenwind. Wir gingen zum Park, am Hause der Frau von Stein vorbei, die er Goethe neidete. „Wie schön, von einer geliebten Frau nicht erhört zu werden! Man bleibt immer erregt, und so schlägt's in Produktivität um.“ Schon aber waren wir an den Fluß gelangt, Erinnerungen wurden so mächtig, daß wir uns nicht gewundert hätten, ihn da leibhaftig vor uns zu sehen. Da stand Rainz still, nahm mich am Arm und, mit dem hellen Spott, von dem sein Antlitz zuweilen noch auf einmal wieder ganz jung war, sprach er: „Jetzt will ich dir sein Geheimnis verraten, das Geheimnis Goethes! Er war ein ganz gewöhnlicher Mensch, er war Herr Jedermann, er war wie ich und du. Darum findet sich jeder in ihm, er enthält uns alle.“ Ich fragte: „Warum aber, wenn er nicht anders war als ich und du, warum sind wir dann nicht ebenso berühmt, ich und du, wie er?“ Rainz antwortete lachend: „Du hast Recht, das ist eine Gemeinheit von den Menschen.“ Ich aber war nachdenklich geworden, und nach einiger Zeit, als wir das Geheimnis Goethes schon halb wieder vergessen hatten, fing ich noch einmal davon an: „Ich weiß es. Mit Recht sind wir nicht so berühmt. Er war wie ich und du, er war Herr Jedermann, er war ein gewöhnlicher Mensch. Aber er wollte auch sonst

gar nichts sein. Wir aber wollen alle mehr sein, und etwas Besonderes.“ Rainz sagte: „Man muß das doch auch heutzutage, wegen der Gage.“

Unvergeßlich ist's mir. Seitdem weiß ich, was uns von Goethe trennt, wie gern sich auch mancher goethisch gebärde. Wir sind nie mit uns zufrieden und so, um mehr aus uns zu machen als wir sind, drängen wir irgend einen einzelnen Zug unseres Wesens hervor, ihn füllen wir mit aller Kraft an, er überwächst uns ganz und ihm zulieb, einem Teil von uns zulieb, den wir begünstigen, verdrängen und unterdrücken wir jedes andere Stück unseres Wesens. Aber Goethe, ganz mit sich einverstanden, ließ alles in sich gewähren und in dem Quodlibet von Gedanken, Gefühlen, Trieben, Wünschen und Launen, das jeder Mensch ist, war nichts, was er abgewiesen hätte, er sah seiner inneren Prozeßion neugierig behaglich zu. Es war ihm alles recht, was sich in ihm begab, und schien's einmal gar zu verwunderlich, so vermaß er sich nicht, klüger als der Schöpfer zu sein, und tröstete sich:

„Hätte Gott mich anders gewollt,  
So hätt' er mich anders gebaut;  
Da er mir aber Talent gezollt,  
Hat er mir viel vertraut.  
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,  
Weiß nicht, was daraus kommt;  
Wenn's nicht mehr frommt,  
Wird er schon winken.“

Wenn Gott dann winkte, wenn das Gelüft verstummte, wenn er wieder ein neues vernahm, ließ er auch diesen wieder seinen Lauf und lachte die Beharrlichen aus, die den immer veränderten Freund nicht mehr begriffen:

„Sie zerren an der Schlangenhaut.  
 Die jüngst ich abgelegt.  
 Und ist die nächste reif genug,  
 Abstreif' ich die sogleich  
 Und wandle neubelebt und jung  
 Im frischen Götterreich.“

Luftig hat er einst gesagt: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt.“ Und so war er immer unterwegs, auf und ab in sich und rund um sich herum, so hat er sich ganz durchgemacht und ist unschuldig geblieben. Wer aber ein reines Verlangen der Seele nicht stillt, den verfolgt es unerlöst, und sein Gewissen wird verstört.

Jeder Mensch ist Goethe gewesen, jede Menschenart hat er in sich erlebt, der Reihe nach, und so findet sich jeder in ihm, jeder kann sich auf ihn berufen. Er hat sich als „entschiedenen Heiden“ bekannt, meistens zu den gleichgültigen Deisten gestellt, aber auch bei Pietisten wohlgeföhlt; die Macht des katholischen Glaubens hat niemand tiefer geföhlt, die Heiligkeit der Sakramente niemand reiner erkannt, aber das schreckt ihn nicht ab, zuzeiten den Atheisten zu machen, und wenn er gleich darauf seinen Spinoza „theissimum, ja christianissimum“ nennt, so hört man heraus, daß er damit auch sich selber meint. Zu jedem Ja hat er gelegentlich auch einmal nein gesagt, ja er hat gewußt, daß zu jedem Ja sein Nein gehört und daß sich aus beiden zusammen immer erst die hinter beiden verborgene, in beiden gleiche Wahrheit ergibt. In einem Briefe an Jacobi steht es ausgesprochen: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkungsweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so

entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.“

Wenn aber heute sich einer, in himmlischen oder irdischen Dingen, an dies Beispiel Goethes hielte, es hieße gleich: Ja du denkst bloß wie du's gerade brauchst! Das ist nun wirklich genau die Maxime Goethes: immer das zu denken, was man gerade braucht, um dadurch tätig und tüchtig zu werden und damit das Leben zu bestehen, immer bereit, wenn man es morgen wieder anders braucht, wieder anders zu denken, um auch morgen noch tätig und tüchtig zu sein, und mit dem sicheren Gefühl, daß, was man heute denkt und was man morgen denkt und was man, wechselnd, alle die Jahre durch denkt, dies alles, wird es nur immer reinen Herzens und aus einem festen inneren Muß, niemals um äußeren Gewinn gedacht, zusammen erst schließlich schon das Richtige sein wird. Was uns nicht unmittelbar handeln macht, galt ihm nichts: „Mit Gedanken, die nicht aus der tätigen Natur entsprungen sind und nicht wieder aufs tätige Leben wohlthätig hinwirken und so in einem mit dem jedesmaligen Lebenszustand übereinstimmenden, mannigfaltigen Wechsel unaufhörlich entstehen und sich auflösen, ist der Welt wenig geholfen.“

Aber da wendet man ein, dann hätte ja niemand mehr Charakter, damit proklamiert ihr die Charakterlosigkeit! War es nicht sonst des Mannes höchster Stolz, daß er, statt den Wechsel seiner Wünsche wehen zu lassen, beständig werde, durch die Vernunft Herr der inneren Flucht von Launen, keiner Empfindung mehr untertan, die nicht erst vor seinem Gewissen verhört, an seinem Gesetz gemessen und an seinem

unabänderlichen Willen angegeschlossen worden? Geht, ihr seid keine Menschen mehr, wenn ihr der Herrschaft über euch selbst entsagt!

Nein, das wollen wir nicht. Aber es gibt verschiedene Formen des Herrschens. Wir wollen uns regieren. Aber man kann absolut regieren oder konstitutionell. Was ihr Charakter nennt, ist Tyrannei. Wir wollen Charaktere mit demokratischer Verfassung.

Wirklich, man hat es sich zu leicht gemacht, Charakter zu haben. Der ist dann aber auch danach. Die meisten Menschen heute, die Charakter haben, haben nicht ihren, sondern einen andern, keinen eingeborenen und angewachsenen, sondern einen ausgeborgten und umgehängten; und eigentlich hat der Charakter eher sie. — Der Charakter ist vor dem Menschen da, der Mensch zieht ein und wohnt darin zur Miete. Der Antike war ja der Begriff des Charakters als eines persönlichen Eigentums überhaupt noch fremd. Den hat erst Jesus gebracht. Seitdem erkennt sich der Mensch als einen Entwurf Gottes, den er auszuführen hat. Er vergißt aber zunächst, daß sich dieser Plan Gottes über das ganze Leben des Menschen erstreckt und nicht gleich am ersten Tag ein für alle Mal erledigt werden kann. Er vergißt, daß morgen wieder ein Tag ist und daß er mit jedem neuen Tage neu erwacht und nun wieder einen neuen Menschen vor sich hat, bei jedem Erwachen ein neues Problem, das wieder neu gelöst sein will; („genau befehen,“ hat wieder Goethe gesagt, „kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datieren“). Die meisten bringen nur gerade die Kraft auf, sich in der ersten Jugend zunächst einmal halbwegs summarisch in Ordnung zu bringen; was da gerade in ihnen vorherrscht, drängt allen andern Trieb weg und macht sich breit; diese erste Einrichtung und Auf-

stellung ihrer Seele, jugendlich ungestüm und leichtsinnig vorgenommen, nun gewaltsam festzuhalten, scheint ihnen Charakter. Die innere Summe, die sich ihnen mit zwanzig Jahren ergibt, wird auf die Bank gelegt, von den Zinsen wollen sie leben. Aber das Seelenreich ist nicht kapitalistisch organisiert, die Seele kann sich nur von ihrer eigenen Arbeit nähren, sie stirbt ab, wenn sie nicht mehr wächst.

Was man gemeinhin Charakter nennt, ist zwiefach Vergewaltigung. Zunächst glaubt der Mensch, um Ordnung in sich zu machen, es genüge, wenn er sich der heftigsten inneren Forderung überläßt und alles andere durch sie zum Schweigen bringt. Er entscheidet sich für irgend etwas und darauf reduziert er sich ganz. Ferner aber glaubt er, es sei mit dieser einen Entscheidung für alle Zeit alles entschieden. Wie er sich einmal erkannt, was er da für sein Recht, für seine Pflicht befunden hat, das soll nun immer gelten, das wird für das ganze Leben dekretiert. Was man gemeinhin Charakter nennt, unterdrückt also gleich im Entstehen schon jeden Widerspruch gegen den einen vorherrschenden Zug, es macht die Seele klein (und wir wissen von Freud, wie dann unterdrückte Widersprüche den ganzen Menschen oft giftig vergasen). Und was man gemeinhin Charakter nennt, bindet auch die Seele zu, sie darf nicht mehr atmen, sie kann sich nicht mehr entwickeln. Was wird daraus? Starre, zugeschnürte, niemals aus sich selbst, sondern immer aus einer bloßen Fiktion handelnde Menschen, die kein inneres Leben mehr haben, weil ihnen die Flamme, der innere Widerspruch fehlt, durch den allein der Mensch sich an sich selbst immer wieder erneuert. Es gibt bloß einen richtigen Namen für sie: Pharisäer. Die einzigen Menschen, die Christus gehaßt hat, waren die Pharisäer. Es waren keine Heuchler, sie meinten, was sie lehrten, sie taten, was



sie für Recht erkannten. Warum hat sie Christus so gehaßt? Weil sie nicht ihr inneres Leben lebten, sondern nach äußeren Dekreten. Solcher Pharisäer ist unsere Welt voll und sie rühmen es noch, sie nennen es Charakter haben. Davon sind sie so geschwächt, denn sie verbrauchen ihre Kraft, um nur ihr Inneres zu bändigen, damit es nicht wachse, den „Charakter“ zersprengend. Davon ist ihr Tun so kläglich leer, denn nie kann es aus der Seele kommen. Davon sind sie so verarmt an Leidenschaft. Aber Leidenschaft allein wirkt und der Wert einer Tat, der Wert alles Lebens wird gar nicht so sehr durch den Sinn bestimmt, sondern dadurch allein, wie viel echte, den ganzen Menschen mitführende Leidenschaft darin enthalten ist.

Der Mensch ist ein vermischtes Wesen, das täglich wieder beginnt; wir behalten bloß unsern Namen einige Zeit, aber nicht uns. — Charakter haben heißt, unser Ich inne haben; so müssen wir es immer wieder revidieren. Der Irrtum ist, Charakter sei, keinen Widerspruch in sich zu dulden, während Charakter Ordnung, Gruppierung aller unserer Widersprüche ist, so, daß jeder Widerspruch seine Stelle angewiesen hat, an der er sich auswirken kann und, indem er sich erfüllen darf, eben dadurch auch allen andern zur Erfüllung dienen muß.

Wer Charakter hat, kann dann erst das Schwerste wagen: nichts als ein gewöhnlicher Mensch zu sein; und dann wären wir erlöst.

Mns: Das 26. Jahr. Verlagsbuch von E. Fischer, Berlin 1912.

## Werke von Hermann Bahr

- Die gute Schule. Ein moderner Roman. 1890. Zweite Auflage 1898  
 Neben der Liebe. Wiener Roman. 1891. Zweite Auflage 1900  
 Dora. Wiener Geschichten. 1893  
 Caph. Novellen. 1894  
 Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne. 1897  
 Theater. Ein Wiener Roman  
 Tschaperl. Ein Wiener Stück. 1898  
 Josephine. Schauspiel. 1899  
 Der Star. Ein Wiener Stück. 1899. Zweite Auflage 1908  
 Wiener Theater (1892—1898)  
 Die schöne Frau. Novellen. 1899. Zweite Auflage  
 Rezensionen (Wiener Theater 1901—1903)  
 Dialog vom Tragischen. Essays. 1904  
 Der Meister. Komödie. 1904. Dritte Auflage 1906  
 Sanna. Schauspiel. 1905  
 Die Andere. Schauspiel. 1906  
 Glossen. (Zum Wiener Theater 1903—1906). 1907  
 Ringelspiel. Komödie. 1907  
 Die gelbe Nachtigall. Komödie. 1908  
 Stimmen des Bluts. Novellen. 1908. Zweite Auflage  
 Die Kahl. Roman. 1909. Fünfte Auflage 1910  
 Drut. Roman. 1909. Vierte Auflage 1910  
 Dalmatinische Reise. 1909. Vierte Auflage 1912  
 O Mensch! Roman. 1910. Achte Auflage 1911  
 Die Kinder. Komödie. 1911. Dritte Auflage  
 Austriaca. Essays. 1911. Dritte Auflage  
 Das Länzchen. Lustspiel. 1912. Dritte Auflage